



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jentsch, Carl: Kirche und Staat in Frankreich. 2

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

die Rede sein und mußte gefragt werden, ob nicht da gefährliche Mängel vorhanden seien. Nur wenn sie in dem Systeme arbeiten, die Einheitlichkeit ihres Unterrichts nicht aus dem Auge verlieren, werden die höhern Lehranstalten etwas andres sein als Fachschulen mit vielen Fächern, werden sie die Bildung, die wir meinen, zu geben vermögen. Dieser Einheitlichkeit muß sich vor allem auch der biologische Unterricht einfügen; er soll nicht etwa tendenziös im Sinne einer engen Bibelgläubigkeit erteilt werden, aber er soll auch ethisch sein, soll Hand in Hand gehn mit dem Religionsunterrichte. Insbesondere soll dem Schüler, der dem Gottesleugner so gern horcht, weil er die Furcht vor dem ewigen Richter loswerden möchte, auch die strenge Moral dargelegt werden, die sich aus der Entwicklungslehre ergibt, und die erbarmungslose Gerechtigkeit, der gegenüber keine Reue und Buße, keine Berufung auf menschliche Schwachheit Verzeihung schafft, die als Naturnotwendigkeit bis ins dritte und vierte Glied jeden trifft, der das Streben nach höhern Stufen der Entwicklung, nach edlerm Dasein stört.

Alles in allem: wir begrüßen die Neuerung mit großer Freude, wünschen aber dringend eine Prüfung der bestehenden Einrichtungen nach der Richtung, ob sie zur Erfüllung der skizzierten Aufgaben geeignet sind, und eine stetige große Sorgfalt und Aufmerksamkeit bei Durchführung der Maßregel.



Kirche und Staat in Frankreich

Von Carl Jentsch

2



ie Compagnie du Saint Sacrement setzte sich auch, wie schon bemerkt wurde, die Ausrottung aller Ketzereien zur Aufgabe. Nicht den Jesuiten, sondern ihr gebührt nach Desdèvises der zweifelhafte Ruhm, mit ihren Intrigen die Verdammung des Janzenismus erreicht zu haben. Am eifrigsten wurde natürlich an der Bekehrung der Hugenotten gearbeitet. Man veranstaltete Disputationen, zog sich aber dabei nur Niederlagen zu, denn die Protestanten standen nicht minder fest in ihrem Glauben wie die Katholiken, und sie waren weder auf den Kopf noch auf den Mund gefallen. Man suchte sie durch Bestechung zu gewinnen, richtete aber auch damit nicht viel aus. Da verlegte man sich auf den Kinderkauf und Kinderdiebstahl und gründete Erziehungshäuser für Hugenottenkinder. Ob die Eltern sie auf dem Prozeßwege wiederbekamen, das hing im allgemeinen davon ab, wie der Wind vom Hofe wehte. Freilichkehrten sich Intendanten, Parlamente und Unterbehörden oft gar nicht um diesen Wind, wenn er den Hugenotten günstig war; auf eigne Faust plagten sie diese mit hunderterlei Beqationen,

versperrten ihnen die öffentlichen Ämter und erschwerten ihnen den Erwerb. Immerhin blieben diese Bedrückungen Willkürakte einzelner Behörden, während die Regierung die Bestimmungen des Edikts loyal beobachtete — bis Ludwig der Bierzehnte die Zügel der Regierung selbst in die Hand nahm. In seinen Memoiren hat er bekannt, daß er vom ersten Anfang seiner Regierung an zwar entschlossen gewesen sei, ihnen das nicht zu entziehen, was ihnen seine Vorgänger bewilligt hätten, aber auch nichts darüber zu gewähren, und die Ausführung des Edikts so eng zu begrenzen, als es die Gerechtigkeit und der Anstand (*la bienséance*) irgend gestatteten, „und das aus Güte, nicht aus Übelwillen (*aigreur*)“. Desdèvisès macht bei dieser und bei einer andern Gelegenheit die Bemerkung, der katholische Fanatismus entspringe aus Nächstenliebe. Das ist richtig, und ich habe schon oft hervorgehoben, daß die Nächstenliebe gerade in ihrer höchsten und edelsten Form, als Seelenliebe, unvermeidlich in Fanatismus ausarten müsse, wenn sich damit die beiden Dogmen von der Ewigkeit der Höllestrafen und daß zur Seligkeit ein bestimmtes Glaubensbekenntnis notwendig sei, verbinden. Sobald aber einmal der Wahn eingerissen ist, man müsse aus Liebe zu den Seelen die Leiber verbrennen, gewinnen natürlich die sich sofort massenhaft einmischenden bösen Leidenschaften: Grausamkeit, Habsucht, Privatfeindschaften, Rechthaberei die Oberhand über die Nächstenliebe. Die aufgelöste Kompagnie wurde durch die *Assemblée*, die Jahresversammlung des hohen Klerus, ersetzt, die den König fortwährend mit Klagen über die Keterei und mit Forderungen bestürmte und ihn zu Maßregeln gegen sie drängte. So erschien denn ein böses Gesetz nach dem andern, bis endlich der König seine Gewissensbedenken überwand (mit Hilfe einer aus zwei Theologen und zwei Juristen bestehenden Kommission, die er für diesen Zweck einsetzte) und das Edikt von Nantes im Jahre 1685 förmlich aufhob. Die furchtbarsten Bedrücknisse der Hugenotten waren der Aufhebung schon vorhergegangen, und abscheuliche Grausamkeiten folgten ihr; Desdèvisès erzählt die Dragonaden, die Austreibungen ausführlich; die Prediger wurden wie wilde Tiere geheßt. Aus kühnen Rebellen waren geduldige Märtyrer geworden: geduldig wie ein Hugenott war damals eine sprichwörtliche Redensart. Wer die *Soldateska* des siebzehnten Jahrhunderts kennt, der weiß schon, was für Szenen sich ereignet haben müssen, wenn Louvois den Armeebefehl erließ: „Seine Majestät will, daß man die Widerstrebenden die äußerste Härte fühlen lasse und: *qu'on laisse les soldats vivre fort librement.*“ Die Maintenon, schreibt Desdèvisès, habe nur mittelbar zur Aufhebung des Edikts beigetragen, indem sie den König bigott machte; die Bigotterie hat diesen bekanntlich zu dem Wahne verleitet, er könne durch Ausrottung der Keterei seine Ausschweifungen sühnen. Die verübten Grausamkeiten habe die Freundin seines Alters nicht gebilligt. (Döllinger sagt das Gegenteil; nur daß die zwangsweise bekehrten, im Herzen aber Protestanten gebliebenen auch noch zum „sakrilegischen“ Sakramentenempfang gezwungen wurden, war ihr zu viel. Allerdings habe

sie einmal den König zu milderm Verfahren zu bewegen versucht; ob sie zur Aufhebung des Edikts geraten, sei nicht zu ermitteln. Akademische Vorträge I, 389 ff.) Übrigens habe Ludwig, behauptet Desdèvises, von den verübten Grausamkeiten nichts erfahren; alle hätten ihn belogen, auch Bossuet. Dieser große geistliche Schönredner wagte es, mit eiserner Stirn seine Freude darüber auszusprechen, daß es gelungen sei, so viele Irrgläubige ohne Anwendung von Gewalt in den Schoß der Kirche zurückzuführen. Desdèvises schreibt, alle hätten applaudiert, außer Noailles (der ein Gegner der Jesuiten war; 1695 wurde er Erzbischof von Paris) und Fénelon; dieser habe die Ehre des französischen Klerus gerettet durch seinen schönen Brief an Ludwig den Vierzehnten, der ihn um die Gunst des Königs gebracht habe. Döllinger nennt ihn (a. a. O. S. 374) den berühmten Brief, aber ich habe ihn außer in diesen beiden Büchern noch niemals zitiert gefunden und würde ihn gar nicht kennen, wenn ihn nicht Ploetz in sein Manuel de Littérature Française aufgenommen hätte, das ich mir, natürlich nicht zu Studien-, sondern zu Unterrichtszwecken, vor 45 Jahren angeschafft habe. Wie oft wird heutzutage in „freisinnigen“ Blättern der Männerstolz vor Königsthronen gerühmt und — anonym oder in gedeckter Stellung und jedenfalls immer ohne alle Gefahr — den Mächtigen die Wahrheit gesagt, aber etwas ähnliches von Freimut einem nicht durch Revolution gefesselten oder eingeschüchterten, sondern in seiner Machtfülle ungebrochen dastehenden absoluten Monarchen gegenüber ist mir aus der ganzen Weltgeschichte nicht bekannt. Freilich — Fénelon hat seinen Namen nicht unterzeichnet; durch einen verschwiegnen Freund, wahrscheinlich den Herzog von Chevreuse, schreibt Döllinger, habe er ihn dem Könige in die Hände gespielt. Aber der Verfasser sei doch leicht zu erraten gewesen. Die Maintenon habe Noailles gefragt, ob er nicht den Stil erkenne, und Fénelons Stil sei darin gar nicht zu verkennen (was er Ranke gegenüber betont, der aus einem ganz unstichhaltigen Grunde die Echtheit angezweifelt habe). Gegen die Art, wie Desdèvises den Brief erwähnt, könnte auch noch eingewandt werden, daß Fénelon unter den zahlreichen Verbrechen, die er dem Könige vorrückt, die Protestantenverfolgung nicht mit aufzählt. Aber er spricht ihm das echte Christentum, die wahre Frömmigkeit ab, und wenn sich Ludwig, woran freilich nicht zu denken war, durch den Brief hätte überzeugen lassen, so würde er auch die Richtigkeit der Motive eingesehen haben, die ihn zur Aufhebung des Edikts bestimmt hatten. In dem die Religion des Königs kritisierenden Abschnitt schreibt Fénelon unter anderm: Dieu „saura bien séparer sa cause juste d'avec la votre qui ne l'est pas, et vous humilier pour vous convertir; car vous ne serez chrétien que dans l'humiliation. Vous n'aimez point Dieu, vous ne le craignez même que d'une crainte d'esclave; c'est l'enfer et non Dieu que vous craignez. Votre religion ne consiste qu'en superstitions, en petites pratiques superficielles. Vous êtes scrupuleux sur des bagatelles, et endurci sur des maux terribles. . . . Vous avez un archevêque

corrompu, scandaleux, incorrigible, faux, malin, artificieux, ennemi de toute vertu. (Das war noch nicht Noailles — der Brief ist 1694 geschrieben —, sondern Harley de Chanvallon.) . . . Vous vous en accommodez parce qu'il ne songe qu'à vous plaire par ses flatteries. . . . Pour votre confesseur, il n'est pas vicieux, mais il craint la solide vertu“ usw. Fénelon sprach einmal mit Hugenotten. (Desdevises gibt nicht an, ob es sich um eine bloße Unterhaltung oder um einen amtlichen Befehversuch handelte.) Die Leute wurden durch die herzlichen Worte des frommen und liebevollen Mannes zu Tränen gerührt, wiesen aber die Zumutung, zu konvertieren, mit den Worten zurück: „Mit Ihnen könnten wir uns schon verständigen. Aber Sie sind nur vorübergehend hier. Nach Ihnen kommen dann die Mönche, die lateinische Sprüche herjagen und uns von nichts als von Ablässen und frommen Bruderschaften predigen; vom Evangelium werden wir nichts mehr zu hören bekommen; anstatt uns dieses zu erklären, wird man uns mit Drohungen schrecken.“ Die widerspenstigen und die rückfälligen Männer schickte man auf die Galeeren, die Frauen sperrte man ins Gefängnis oder ins Kloster, jenes zogen sie dem Kloster mit seiner Seelenpein vor.

Die Verfolgungen dauerten fast das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch, aber der letzten Verurteilungen haben sich die Richter selbst geschämt und haben die Verurteilten um Verzeihung gebeten. Als Ludwig der Sechzehnte den Krönungseid leistete, murmelte er die Stelle, die ihn zur Ausrottung der Ketzerei verpflichtete, ganz unverständlich. Der Zeitgeist hatte sich eben unter dem Regenten und unter Ludwig dem Fünfzehnten geändert. Bis dahin war ganz Frankreich fanatisch gewesen. „Die ganze französische Nation war die Mitschuldige Ludwigs des Vierzehnten. Kein Stand hat das Recht, die Verantwortung für die verübten Untaten auf einen andern abzuwälzen. Alle Welt ist ungerecht, böse, wahnsinnig gewesen. Die französische Volkseele weist leider, bei allen ihren glänzenden Vorzügen und heroischen Anlagen, zwei häßliche Mängel auf: sie hat keinen Sinn weder für das Recht noch für die Freiheit. Diese beiden großen Güter entflammen sie, ohne sie zu erfüllen; sie widmet ihnen einen Kult, der bloßer Götzendienst ist, bewundert sie, ohne sie zu verstehn. Sie spricht unaufhörlich von ihnen und singt ihr Lob, tritt sie aber zugleich in der Praxis mit Füßen.“ Trotz diesem Charakterfehler trat in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts der große Umschwung ein, den die „Philosophen“ — vielleicht nicht herbeigeführt, aber — in ihren Personen am deutlichsten zum Ausdruck gebracht haben. Es war nicht bloß ein Umschwung der Meinungen, sondern vor allem ein Wandel der Stimmung. Wie in Deutschland und England, so hat eben auch in Frankreich die lichte Seite des Menschengemüts gegen die finstre, die im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert geherrscht hatte, reagiert; auf das Zeitalter des Fanatismus, der Religionskriege, der Grausamkeit, der Justizgreuel folgte das Zeitalter der Humanität, ja der Sentimentalität. Der Verstand zieht allemal die

Schlüsse, die das Herz begehrt oder fordert, darum hat die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts anders ausgesehen als die der Jesuiten und der Puritaner. Desdèvises charakterisiert die Männer, die man teils zu den Enzyklopädisten zu zählen, teils um sie zu gruppieren pflegt, und ihre Tätigkeit im einzelnen. Zusammenfassend schreibt er: „So kritisch auch die Revolution uns gemacht hat, können wir doch diesem goldenen Zeitalter der modernen Welt [wir Deutschen denken bei diesem Ausdruck nicht an Paris, sondern an Weimar und Königsberg] unsre tiefe Sympathie nicht versagen; wir bewundern den schönen Schwung dieser tapfern Männer, die für die Wissenschaft und die Menschlichkeit kämpften; wir begrüßen diese französische Philosophie, die sich dem Kult der Freiheit und des Fortschritts widmete und uns die geistige Herrschaft über Europa in einem Maße sicherte, wie es Napoleons Waffengewalt nie vermocht hatte.“ Dieses ein wenig schiefe Urteil rücken die Leser schon selbst zurecht.

Bekanntlich war der Kampf der Philosophen zunächst hauptsächlich gegen die Jesuiten gerichtet. Sie fanden Bundesgenossen an den Jansenisten, die zwar die Kezerei und den Atheismus, noch mehr aber ihre Konkurrenten in der Frömmigkeit haßten, wie denn auch die Philosophen diese Bundesgenossen willkommen hießen, obwohl sie ihnen widerwärtiger waren als die Jesuiten, deren „leben und leben lassen“ ihnen weit besser zusagte als der Rigorismus. Weil die Jesuiten den Absolutismus verteidigten, hielt es die gebildete Welt mit den von ihnen verfolgten Jansenisten und machte, ohne sich im mindesten um den religiösen Inhalt des Jansenismus zu kümmern, aus diesem eine Form der politischen Opposition. Eben dieses trieb den König in die Arme der Jesuiten und des orthodoxen Klerus. Er sagte einmal zur Pompadour: „Die hohen Justizbeamten (les grandes robes) und der Klerus liegen einander beständig in den Haaren; sie bringen mich durch ihr Gezänk zur Verzweiflung, aber die hohen Beamten verabscheue ich geradezu. Der Klerus ist treu und mir ergeben; die andern aber möchten mich am liebsten unter Kuratel stellen. . . . Nun, solange ich lebe, wird das Königtum wohl noch halten.“ Die Pompadour aber ging zu denen über, in denen der König richtig seine Todfeinde witterte. Sie verschloß sich der Einsicht nicht, daß ihre Schönheit zu verblühen anfing, und sei es, daß sich ein bekanntes unhöfliches Sprichwort an ihr bewahrheitete, sei es, daß sie hoffte, mit Hilfe der Jesuiten ihre Stellung zu sichern, sie schickte sich an, fromm zu werden. Ihr Beichtvater aber, der Pater de Sacy, erklärte, er könne sie nicht absolvieren, wenn sie den Hof nicht verlasse, und die Pateres Bérusseau und Desmaretz erklärten dem König, dessen Beichtväter sie waren, dasselbe. Alle drei waren Jesuiten. In diesem Falle, meint Desdèvises, würde ihnen Pascal wohl recht gegeben haben. Die mächtige Maitresse wurde ihre Todfeindin und schloß sich als dritte im Bunde den Philosophen und den Jansenisten an. Überall, urteilt Desdèvises, sind sie nur Intrigen zum Opfer

gefallen. Die Geschichte der Aufhebung des Ordens ist bekannt. Daß sich der König lange drängen ließ, ist nach dem oben angeführten erklärlich. Er äußerte, er gebe nur um des lieben Friedens willen nach; er liebe die Jesuiten nicht eigentlich, aber es sei ein unanfechtbares Zeugnis für sie, daß sie von allen Ketzern gehaßt würden, und wenn er sie preisgebe, so wolle er doch die Meinung nicht aufkommen lassen, als halte er alle die Beschuldigungen für begründet, die von den Parlamenten gegen sie erhoben worden seien. Choiseul hatte in des Königs Namen den vermittelnden Vorschlag gemacht, der Jesuitengeneral solle einem in Frankreich residierenden Stellvertreter die Leitung der französischen Ordensprovinz überlassen; aber Clemens der Dreizehnte wollte von einer Änderung der Ordensstatuten nichts wissen, und nach Desdèvises tat er, nicht Ricci, den Ausspruch: *sint, ut sunt, aut non sint*. In Spanien, Portugal und mehreren italienischen Staaten wurden die Jesuiten, ohne daß ihnen ein Verbrechen nachgewiesen worden wäre, mit raffinierter Grausamkeit behandelt. In England, Preußen und Rußland haben sie Zufluchtsstätten gefunden; Friedrich der Große hat seine französischen Freunde, die dadurch verstimmt wurden, mit Spott über ihren unphilosophischen Haß und ihre Leichtgläubigkeit abgefertigt. Trotz diesem fanatischen Haß ihrer Gegner sind sie in Frankreich nicht grausam, sondern bloß einigermaßen rücksichtslos behandelt worden. Die konfiszierten Güter der Jesuiten waren 58 Millionen wert und brachten 1200000 Livres Reinertrag; das habe bei 4000 Ordensmitgliedern auf den Kopf 300 Livres gemacht, wahrlich nicht viel in einer Zeit, wo die Pfarrer bei 700 Livres Einkommen bitter klagten. (Von den Pfarrern hatte freilich jeder seinen Einzelhaushalt, und es wurde ihnen nicht bloß Wohlthätigkeit, sondern auch eine ziemlich kostspielige Gastfreundschaft zugemutet.) Den Professoren nun bewilligten die Parlamente Pensionen in verschiedener Höhe, das Pariser 20 Sous für den Tag, das von Grenoble 30, das von Toulouse bloß 12 Sous. Hier jedoch brachte ihnen ein eigentümlicher Anlaß bald eine Aufbesserung. Die dortigen Jesuiten pflegten, so oft ein neuer Transport von Galeerensträflingen ankam, diesen Unglücklichen ein Mahl zu geben und dabei ihre Schüler zur Übung in der Demut und Barmherzigkeit aufwarten zu lassen. Nach Schließung des Kollegs wollte das Parlament diesen christlichen Brauch nicht eingehn lassen und bewilligte die Kosten dafür aus den Zinsen der konfiszierten Jesuitengüter. Da ergab es sich denn, daß diese Speisung 17 Sous für den Mann kostete, und das Parlament hielt es für unanständig, den Tagesbedarf eines Expaters niedriger als eine Sträflingsmahlzeit zu bemessen, erhöhte deshalb die Pension auf 20 Sous.

Den Geist der Revolution, meint Desdèvises, könne man den Geist Voltaires nennen, multipliziert mit dem Geiste Ludwigs des Bierzehnten. Der Absolutismus sei die hohe Schule gewesen, aus der die Jakobiner hervorgingen, die ihre subjektive Einsicht und ihr Belieben an die Stelle des Rechts

und des Gemeinwohls setzten. Speziell die Kirche hätten die absoluten Monarchen, ganz so wie es später die Gesetzgebende Versammlung tat, als eine Staatsanstalt und als ihr Werkzeug behandelt. Und diese Versammlung sei anfangs besser gewesen als der Absolutismus, von wirklich christlichen Ideen beseelt. Daß diese nicht, vom Klerus unterstützt, die Oberhand gewannen, daran seien die Prälaten schuld gewesen, die in dem Zwiespalt mit den vielen demokratisch, liberal und christlich denkenden Pfarrern siegten. Das wird in einer Durchmusterung der Cahiers des Klerus*) gezeigt, über die der Verfasser folgendes Gesamturteil fällt: „Das also ist, in großen Zügen, der Reformplan des Klerus von 1789 gewesen. Aufgeklärt genug, die Unabwendbarkeit einer politischen Reform zu erkennen, liberal genug, eine ernste und wirksame Reform zu wollen, hat er sich doch, wo immer es sich um seine eignen Angelegenheiten handelte, durch seinen Eigennutz und seinen Korpsgeist verblenden lassen. Er will eine Macht im Staate und der erste Stand sein. Er will seine Hierarchie, seine Privilegien, seine Zehnten, sein Selbstregierungs- und Selbstverwaltungsrecht ungeschmälert erhalten. Er beschließt, daß die Klöster fortbestehn sollen. Er beansprucht für den Katholizismus das Monopol des Unterrichts und des öffentlichen Kultus und fordert von der Regierung strenge Maßregeln gegen die Protestanten, die Juden und die „Philosophen“ sowie den Beistand des weltlichen Armes gegen die Zügellosigkeit der Presse, des Theaters und der Sitten. Im ganzen Bereiche der Religion, der Wissenschaft und der Moral soll alles unter seiner Aufsicht stehn, ohne seine Erlaubnis nichts keimen, wachsen und sich regen dürfen. Die Regierungsform, von der er träumt, ist die Theokratie; diese aber konnte man dem französischen Volke von 1789 nur zumuten, wenn man es gar nicht kannte.“

Der Verfasser begleitet mit seiner Kritik die Zivilkonstitution des Klerus, die Konfiskation der Kirchengüter (die er als eine den Kommunismus rechtfertigende Verletzung des Eigentumsrechts charakterisiert), die Verfolgung des Klerus, die stufenweise Abkehr des Volkes vom Christentum und seine stürmische Rückkehr, die Napoleon zur Neuordnung des Kirchenwesens zwang. Nach einer Schilderung des Lebens der gehegten Eidverweigerer fragt er: „Ob wohl einer dieser Priester einmal daran gedacht haben mag, wie hart seine Kirche gegen die Protestanten gewesen ist, und daß kaum dreißig Jahre vorher so mancher Prediger, gleich ihm als Hausierer verkleidet, geächtet umhergeirrt war und in Waldlichtungen Gottesdienst gehalten hatte?“ Das Konkordat und die (vertragswidrig) angehängten organischen Artikel gefallen dem Verfasser nicht. Das Volk habe sich an die Freiheit gewöhnt gehabt und weder das Bedürfnis empfunden noch den Wunsch gehegt, die Kirche aufs neue an den Staat zu fesseln, wie Bonapartes Herrschsucht es getan habe; nur in

*) Über diese ist, wenn mich die Erinnerung nicht täuscht, vor ein paar Jahren einmal in den Grenzboten ausführlich berichtet worden.

Freiheit und bei völliger Unabhängigkeit voneinander vermöchten Staat und Kirche ihre sehr verschiedenen Aufgaben zu lösen. Ich weiß nicht, ob die Anekdote allgemein bekannt ist, mit der dieser erste Band des Werkes schließt. Napoleon besprach eines Tages das Konkordat mit Volney. Frankreich will es, sagte er, Frankreich fordert es von mir. „Wenn nun Frankreich einmal die Bourbonen verlangte, würden Sie ihm auch die geben?“ Ein Fußtritt in den Magen, der den kecken Professor zu Boden streckte, und der Befehl an die Diener, den Herrn in seinen Wagen zu befördern, war die Antwort. „Die vorgebliche Restauration des Altars hatte nur den Zweck, für ihn den Thron zu restaurieren.“ Im zweiten Bande werden wir ohne Zweifel erfahren, wie der Verfasser über die Kirchenpolitik der gegenwärtigen Machthaber denkt.



Menschlichkeit

Eine sprachgeschichtliche Betrachtung



an ist gewohnt, das Wort Menschlichkeit in dem Sinne, wie es heute meist gebraucht und praktisch betätigt wird — vielleicht mehr betätigt wird als in der Zeit, wo es in aller Munde war und als vieltragendes Schlagwort galt —, mit Herder in Verbindung zu bringen. Herder, nimmt man im allgemeinen an, habe das Wort, wenn nicht gerade geprägt, aber doch in dem heute geltenden Sinne zuerst angewandt und in Umlauf gebracht. Das ist aber nur halb richtig. Herder hat das Wort allerdings definiert, er versteht darunter „das erbarmende Mitgefühl des Leidens unsrer Nebenmenschen, die Teilnahme an den Unvollkommenheiten ihrer Natur und das Bestreben, diesen zuvorzukommen und ihnen abzuhelpfen“. Aber er will doch lieber an dem altüberlieferten Worte Humanität festhalten; „denn, sagt er, leider hat man in unsrer Sprache dem Wort Mensch und noch mehr dem barmherzigen Wort Menschlichkeit so oft eine Nebenbedeutung von Niedrigkeit, Schwäche und falschem Mitleid angehängt, daß man jenes nur mit einem Blick der Verachtung, dies mit einem Achselzucken zu begleiten gewohnt ist.“ Überdies reicht nach Herders Meinung der Sinn des Wortes Humanität noch weiter. Humanität ist nach Herder alles, was den Menschen recht eigentlich zum Menschen macht und ihn von den Tieren unterscheidet, sein Charakter, sein Adel, seine Bestimmung, kurz ein Begriff, zu dem der Gegensatz Brutalität ist. Aber auch in diesem Sinne gilt bekanntlich das Wort Menschlichkeit, wie es denn zum Beispiel Goethe in den bekannten Versen gebraucht hat:

Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.